

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 4 (1914)
Heft: 36

Artikel: Die Bedeutung des Kinos in Kriegszeiten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719903>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Internationales Zentral-Organ der gesamten Projektions-Industrie und verwandter Branchen

Organe hebdomadaire international de l'industrie cinématographique

Druck und Verlag:

KARL GRAF

Buch- und Akzidenzdruckerei

Bülach-Zürich

Telefonruf: Bülach Nr. 14

Erscheint jeden Samstag □ Parait le samedi

Schluss der Redaktion und Inseratenannahme: Mittwoch Mittag

Abonnements:

Schweiz - Suisse: 1 Jahr Fr. 12.—

Ausland - Etranger

1 Jahr - Un an - fos. 15.—

Insertionspreise:

Die viergespaltene Petitzeile
30 Rp. - Wiederholungen billiger
la ligne - 30 Cent.

Annoncen-Regie:

KARL GRAF

Buch- und Akzidenzdruckerei

Bülach-Zürich

Telefonruf: Bülach Nr. 14

Die Bedeutung des Kinos in Kriegszeiten.



Dieß niederschmetternde Wirkung des gegenwärtigen Kriegsmordens auf alle Vergnügungsetablissemments und vor allem auf kinematographische Unternehmungen haben wir in der letzten Nummer geschildert.

Wir haben vor Augen geführt, in welcher rücksichtsloser Weise viele Behörden in die freien Rechte guter Schweizer eingriffen, um sie ihrer Existenz zu berauben, ohne begründete Rechte dafür glaubhaft machen zu können.

Dem unbefangenen Beobachter aber drängten sich bei all der Traurigkeit viele Momente auf, die, wenn nicht ein ironisches Lächeln, jedoch viele berechnete Zweifel erheischten.

Ich war im Leben noch nie ein Barbar, der alles nur sich und nichts seinen Nebenmenschen gönnte. Gerne war und bin ich bei jeder Wohltätigkeit dabei, so lange es in meinen Mitteln und Kräften liegt. Kein Bettler wird je ohne Almosen von meiner Türe und keine Gabenliste stellte sich mir vor, ohne auch meinen Groschen zu erhalten.

Doch zu Beginn dieses unseligsten aller Kriege kam ich nicht aus dem Staunen heraus. Ich war zurzeit der Mobilmachung beruflich in Deutschland und angesteckt von der dort herrschenden unbeschreiblichen Begeisterung für den Krieg, kam ich in den ersten Augusttagen in der Annahme in die Schweiz, auch hier könne man keine Sorge, noch Not, sondern fliege auch in einem einzigen Hurra in die Arme der Mutter Helvetia.

Diese letztere Mutmaßung entsprach auch der Wirklichkeit, denn wie ein Mann stand das Schweizervolk zu sei-

nem Vaterlande. Doch, und hier soll meine Kritik einsetzen, welche Abschwächung, welche gewaltige Einschränkung erlebte dieser Patriotismus durch die meiner festen Überzeugung nach viel zu früh vom Stapel gelassene Gefühlssduferei in Form der Armenfürsorge.

Oder verdiene ich den Vorwurf der Härtherzigkeit, wenn ich mich empörte über die lange vor dem 10. August 1914 erlassenen Aufrufe zur Unterstützung der Armen und Bedrängten. Ist es möglich, fragte ich mich, und gewiß noch mancher Leser meiner heutigen Ausführungen, daß wenige Tage der Arbeitseinstellung schon Worte hervorbringen können, wie: „Die Not ist groß, helfe wer helfen kann!“ usw. Nein, ich wahre mich gegen eine solche Verdrehung meiner tatsächlichen Ansichten, aber ein für allemal sei festgestellt, daß durch dieses weiche Herzen verräterische Beginnen das Volk verwöhnt wurde und währenddem die wirkliche Armut vielleicht tatsächlich Not litt, profitierte die freche Scheinarmut in erhöhtem Maße dadurch.

Und mit Recht; denn dumm wäre tatsächlich derjenige Arbeiter gewesen, der sich damals noch ernstlich nach Arbeit umgesehen hätte, wenn ihm doch auf der andern Seite die Wohltätigkeit so goldig glänzte, daß er sich finanziell besser stellte, als wenn er gearbeitet hätte. Und nicht in einem, in hunderten und tausenden Fällen hatten die Hilfesuchenden höhere Geldbezüge, als von den früheren Arbeitgebern. Und nur dieser Zustand konnte die Tatsache gebären, daß Leute, die nach wie vor ihren sicheren Verdienst hatten, sich dessenungeachtet an die Behörden wandten und daraufhin zu ihren regelrechten Lohnbezügen noch erhebliche Summen an Armenunterstützung erhielten.

Einige solche Fälle kamen zur Kenntnis der Gerichte und fanden dann auch ihre gerechte schwere Sühne. Wie

viele aber mußten diesen Weg der Strafe nicht gehen? Es wären Mengen und reden wir daher besser nicht davon!

„Das geht doch dich gar nichts an!“, könnte man mir aufwarten; doch fehlgeschossen, ein Gewaltiges geht dieses unmäßige Zartfühlungsgefühl den schweizerischen Kinematographenstand an und wer da glaubte, ich sei vom eigentlichen Zwecke meiner Artikelüberschrift abgewichen, wird bald finden, daß dieser Umweg nötig war, um den Beweis der Notwendigkeit des Kinos in Kriegszeiten zu führen. Hand in Hand, Schritt um Schritt mit dieser „Armen“-Fürsorge gingen nämlich die von der gleichen Seite stammenden Warnungen vor Uebermut, vor Luxusausgaben und natürlich besonders vor dem Geldverschwenden im Kinematographen, Theater usw.

Man ängstigte damit nicht nur die niederen Schichten des Volkes, sondern auch die Bessersituierten, ja, man brachte es durch diese Aufrufe vor der kommenden entzweieltlichen schweren Zeit, daß man von maßgebenden Stellen aus, die Menschen so verblendete und dadurch nicht nur den Inhabern von Vergnügungsetablissemmenten, sondern der gesamten Industrie, wie überhaupt allem Handel und Wandel einen unberechenbaren Schaden zufügte.

Man vergaß, oder besser, man hat absichtlich vergessen, um von allen andern Dingen zu schweigen, daß während Heimfuchungen, wie ein Krieg sie mit sich bringt, wo so wie so jede Lebensfreude darniederliegt, die hehrste Pflicht des Staates und seiner Diener im Aufrütteln der niedergeschlagenen Bewohner liegt, um neues Leben, neuen Impuls in ihre Reihen zu bringen.

Wer kann diese Aufgabe nun besser erfüllen, als der Kino? Gewiß keine andere Institution dieser buckligen Erde, denn nirgends sonst sehen wir das Leben, wie es weint und lacht, sich so wahrheitsgetreu abwickeln.

Doch, es ist auch gut so. Wir haben wieder einmal gesehen, wie die Verrücktheit Trumpf ward und wie man mit Füßen trampelte, was man hätte schützen sollen.

E. Sch., Zürich.



Die Filmbranche im Frieden u. im Krieg.

Die Berliner „E. B. B.“ bringt folgendes Interview mit Generaldirektor Paul Davidson:

Um die Ansicht eines unserer hervorragendsten Fachleute, die doch sicher allgemeines Interesse erregen dürfte zu hören, habe ich bei Herrn Direktor Davidson von der Projektions-Aktien-Gesellschaft Union vorgesprochen.

Ich traf Hrn. Direktor Davidson in seinem Bureau an und läßt die in den 25 Zimmern der Projektions-Aktien-Gesellschaft Union herrschende Geschäftstätigkeit nicht vermuten, daß wir in den Räumen eines Millionenunternehmens sind, dessen internationale Verbindungen durch den Krieg vollständig gestört sein sollten. Doch lassen wir Hrn. Direktor Davidson selbst sprechen:

„Nachdem die natürliche Aufregung der ersten Wochen vorüber war, sah ich mich, wie jeder Leiter eines großen Unternehmens in allen Branchen, der Tatsache gegenüber,

Ich will.

Roman von S. Courths-Mahler.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin Frankenstein war, wie viele andere, auf das peinlichste überrascht gewesen durch Renates Verlobung mit Vezingen. Das hatte sie am wenigsten erwartet, daran hatte sie nie gedacht. Gerade Vezingen war ihr so ungefährlich erschienen. Dolf bekam allerlei wenig schmeichelhafte Worte von seiner Mutter zu hören. Sie führte ein sehr strenges Regiment über ihre Söhne, und gab Dols Ungeschick die Schuld, daß er nicht Renates Hand errungen hatte. „Sie liebt Vezingen so wenig wie dich,“ sagte sie wütend zu ihm. „Es ist ihr einfach darum zu tun, in unsere Kreise zu kommen. Sicher wäre sie lieber Gräfin geworden als Baronin. Aber du hast ja meine Ermahnungen in den Wind geschlagen. Längst konntest du dich erklärt haben.“

Dolf stotterte erregt hervor, daß er ja nie mit Renate allein gewesen sei. Immer sei „diese Ranzow“ dazwischen gekommen.

Diesen Einwand ließ die Gräfin jedoch nicht gelten, und da außerdem am Morgen ein Brief von Jürgen gekommen war, worin er wieder um Geld bat, war die Gräfin in zorniger Stimmung.

„Zu nichts seid ihr zu gebrauchen, als zum Geldausgeben. Und ich weiß nicht, wo ich es hernehmen soll. Es ist zum Verzweifeln,“ sagte sie außer sich.

„Vielleicht hilft uns Hochstetten noch einmal, Mama,“ wagte Dolf vorzuschlagen.

Sie zuckte die Achseln.

„Schwerlich! Frankenstein ist ohnedies schon so stark belastet, daß kaum die Schuldzinsen noch herausgewirtschaftet werden können. Natürlich muß ichs noch einmal versuchen. Viel Hoffnung hab' ich nicht.“

Mit schwerem Herzen war sie nach dieser Unterredung nach der Waldburg gefahren. Voll säuerlicher Liebesswürdigkeit brachte sie ihren Glückwunsch an und erklärte dann Tante Josephine im Vertrauen, daß ihr armer Dolf direkt zerschmettert sei und allen Ernstes mit Selbstmord gedroht habe.

Tante Josephine war aufs heftigste erschrocken bei dieser im vorwurfsvollen Tone hervorgebrachten Mitteilung. Sie hantierte nervös und ungeschickter denn je mit ihrem Vognon. Die Gräfin fand im Stillen Josephine unausstehlich vulgär und hatte auch allerlei an der „lieben Renate“ auszusprechen. Aber sie vertraute schließlich doch der „vulgären Person“ ihre pekuniären Nöte an und Tante Josephine versprach, ein gutes Wort bei ihrem Bruder einzulegen.

Hochstetten half auch wirklich noch einmal, und zwar gründlicher als je zuvor, indem er der Gräfin vorschlug, ihm ein zu ihrem Gut gehöriges Vorwerk zu verkaufen.

Dieses sehr vernachlässigte Vorwerk hatte für die Gräfin ohnedies keinen Vorteil. Hochstetten aber gedachte eine Arbeiterkolonie darauf anzulegen. Diese Verwendung behagte der Gräfin wenig. Man bekam dann soviel „gewöhnliches Volk“ in die nächste Nähe. Da aber Hochstetten einen sehr anständigen Preis bot und ihr ohnedies keine Wahl blieb, ging sie auf seinen Vorschlag ein.

Jürgen Frankenstein geriet bei der Nachricht über diese materielle Besserstellung seiner Lage in Berlin in einen solchen Freudentaumel, daß er sich verschiedene Flaschen Sekt in fröhlichster Gesellschaft leistete und den Zweck seines Aufenthaltes ganz außer acht ließ.

Kurz vor Weihnachten reiste Renate mit Tante Josephine und Ursula auf mehrere Tage nach Berlin, um Weihnachtseinkäufe zu besorgen.

Ursula kannte Berlin noch nicht und war voller Staunen über das rege Leben und Treiben. Renate machte es Freude, ihr möglichst viel zu zeigen. Die Oper wurde besucht und auch das Deutsche Theater und Lessing-Theater. Unter den Linden wurde gespeist. Man besuchte Museen und kaufte in den glänzenden Geschäftshäusern. Ursula fand das alles wundervoll wie ein Märchen aus Tausend und